GESELLSCHAFT

Wer die Einsamkeit sucht, ist im Himalaya falsch. Dort strömen die Massen. Foto Getty

Blind in die Höhe

Der Mount Everest gilt als touristische Trophäe. Auf den Berg wollen sogar körperlich behinderte Menschen. Das wurde nun vor Gericht verhandelt.

Von Stephanie Geiger

Der blinde österreichische Ausnahmebergsteiger Andy Holzer hat schon viele Berge auf der ganzen Welt bestiegen. Er stand auf dem Gipfel des Mount Vinson, dem höchsten Berg der Antarktis, er meisterte den schwierigen Eisanstieg der 70 Grad steilen Mayerl-Rampe am Großglockner, und er stieg auf den Ararat und fuhr anschließend auf Skiern ab. „Man könnte mir all diese Bergerlebnisse nehmen, den Mount Everest würde ich mir aber nicht nehmen lassen“, sagt Andy Holzer. Im vergangenen Mai stand der Einundfünfzigjährige auf dem Gipfel des 8848 Meter hohen Berges.

Ob Menschen mit Behinderung oder Solobergsteiger am höchsten Berg der Welt unterwegs sein dürfen, ist umstritten. Ende vergangenen Jahres hat das Tourismusministerium in Kathmandu verkündet, keine Permits zur Besteigung des Mount Everest mehr an Solobergsteiger, beidseitig Beinamputierte und Blinde zu vergeben. Doch Anfang März hat Nepals höchstes Gericht dieses Besteigungsverbot gekippt. Geklagt hatte Hari Budha Magar, ein 38 Jahre alter Nepalese, der als Soldat des britischen Gurkha-Regiments 2010 in Afghanistan beide Beine oberhalb des Knies verloren hatte.

Solobergsteiger, Blinde und Amputierte machen einen verschwindend kleinen Anteil der Everest-Aspiranten aus. Die Soloversuche am Mount Everest lassen sich über Jahrzehnte hinweg an einer Hand abzählen. Gleiches gilt für Bergsteiger mit körperlichen Beeinträchtigungen. Von den mittlerweile fast 14 000 Everest-Aspiranten, die in der Himalayan Database erfasst sind, gab nicht einmal ein halbes Prozent an, eine Behinderung zu haben.

Vor den wirklichen Gefahren verschließen die Behörden in Nepal aber die Augen. Jedes Jahr finden sich auf der Südseite des Berges mehr Expeditionsteilnehmer zusammen, die überwiegend keinerlei bergsteigerische Vorerfahrung haben. Der Mount Everest ist längst kein Sehnsuchtsziel von Bergsteigern mehr, sondern eine Trophäe. Einen wichtigen Beitrag dazu leisten von Einheimischen geführte Agenturen, die seit dem schweren Unglück im Eisbruch des Khumbu-Gletschers 2014, bei dem 16 Hochträger den Tod fanden, mit aggressiven Geschäftsmethoden das Expeditionsgeschehen übernehmen und die insbesondere China und Indien als Märkte entdeckt haben.

„Nepali-Agenturen nehmen jeden mit. Der Kunde hat dort ein eindeutig erhöhtes Risiko“, sagt Dominik Müller von Amical, einem Expeditionsanbieter mit Sitz in Oberstdorf und jahrzehntelanger Erfahrung am Mount Everest, der seine Expeditionen nur noch auf der Nordseite des Berges durchführt. Ebenfalls auf der Nordseite unterwegs ist Lukas Furtenbach, ein in Innsbruck ansässiger Expeditions-Anbieter. Er führt in diesem Jahr eine sogenannte Flash Expedition durch. Furtenbach setzt auf vorherige Akklimatisation zu Hause. Die eigentliche Expedition dauert nur vier statt acht Wochen. „Nicht Geld ist der limitierende Faktor, sondern Zeit“, lautet Furtenbachs Credo. Für jeden Teilnehmer wird während des Aufstiegs die gesamte Sauerstoffausrüstung zu jeder Zeit mitgeführt. Zwei Sherpas pro Teilnehmer sollen die Gipfelchancen zusätzlich erhöhen. Und für Notfälle gibt es ein Rettungsteam auf dem Nordsattel in 7000 Meter Höhe. Es soll an nichts fehlen, nicht einmal an einer Sauna aus Tiroler Zirbenholz im Basislager. „Es ist an der Zeit, dass sich das kommerzielle Höhenbergsteigen nach fast 30 Jahren Stillstand weiterentwickeln darf“, findet Furtenbach.

Auf dem Gipfel herrscht Gedränge

Ist Furtenbachs Expedition im Mai erfolgreich, wird das die Zukunft der kommerziellen Expeditionen an den Achttausendern sein. Sollte es jedoch Probleme geben, werden die chinesischen Behörden dem umgehend einen Riegel vorschieben. Während auf der Südseite immer wieder mit fragwürdigen Regelwerken versucht wird, die Ströme zu kanalisieren, setzen die chinesischen Behörden auf der Nordseite still und leise ihre Regeln um. Chinesen dürfen den Berg nur besteigen, wenn sie vorher auf dem Gipfel eines Achttausenders standen. Einheimische Bergführer werden langsam an ihre Aufgabe herangeführt, um Unglücke wie jenes auf der Südseite zu vermeiden, als im vergangenen Jahr ein junger Nepalese mit schlimmen Erfrierungen an den Händen vom Berg gerettet werden musste, weil ihm und seinem pakistanischen Gast kurz nach dem Gipfel der Sauerstoff ausging.

Bleibt die Frage, weshalb gerade ein Blinder auf hohe Berge steigt, wenn er die Aussicht gar nicht genießen kann. „Um die Aussicht geht es nicht. Für mich war der Everest wie eine wichtige Prüfung, die ich bestanden habe“, erklärt Holzer. Um die Aussicht darf es auch Sehenden nicht gehen. Als Gerlinde Kaltenbrunner, die erste Frau, die sämtliche Achttausender ohne Flaschensauerstoff bestiegen hat, den Gipfel des Mount Everest erreichte, war der Berg in eine dicke Wolke gehüllt. ■

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv